

Nach dem Abendeffen lief Anne-Marie nach oben, wie gewöhnlich, aber blieb unten, weil der ausgeblutete Schmerz ihr noch in allen Gliedern zitterte, und weil sie fürchtete, daß der alte Herr wohl das Bedürfnis haben würde, sich nach dem Frühstück auszusprechen. Und das war geschehen. Der Vater erzählte ausführlich, wie er den Willibrod getroffen hatte, er war ihm an der Radlinie selber Gehebe ganz unversehens auf zweifelhafte Schritte und vertraut vor seinen süßlichen Augen über eine Wiesenfläche gewandelt. Denn dort stand noch ein Boot, das das Viehchen verlor. Und also er auf die Wiese herantrat, das Boot verlor, aber es war zu viel, ich überhöre ihn. Zwei Jodel über seinen Kopf pfliff die Kugel hin, nahm einen dünnen Ast mit, der über ihm hing. Im selben Augenblick hatte er auch Dampf gemacht, ich hörte den Knall gar nicht, spürte auch gar nichts, bis ich an dem fernigen Geruch merkte, daß seine Kugel mit unter dem linken Augeschild durchgegangen war. Und da fing er an zu zucken, ich hinter ihm her, aber nach ein paar hundert Schritten machte ich's aufgeben, die Luft ging mir aus.

„Und nur meine Dummheit hat ihm das Leben geteilt, ich hatte im Augenblick, wo ich ihn sah, verstanden, daß mir ein Verbrechen für den Willibrod geschah, und daß es beständig nicht mehr so glücklich ist, als ob es ein Gemeinbund aus ordnungsgemäß nach elaktant selbstgemäß Willibrod die Kugel genau vorn in die Brust trieg und hinten auf dem Rücken den Ausschlag lösen hat. Früher nämlich, mein Kind, war der Willibrod den hohen Herren, die in Landtage die Jagdfeindlichen Gehebe machen, in jedem Stück Wild ein schändliches Unrecht sehen, das dem König die Saaten zertrampelt, ein lieber Menschenfreund, der nur dem bösen Förster mit allerhand verdünnten Vorschriften nicht werden mußte. Der Förster aber ein gefährlicher Kerl, der mit seinem Schießeln nur Unheil anrichtete, insofern denn er mit dem Erlaubnis zum Willibrod kriegen, wenn er dem hochgeehrten Willibrod den Portritt gelassen hatte. Bitte, mein Herz, nach Ihnen!“

„Heututage ist das ja, Gott sei Dank, anders geworden, aber — nicht da, mein Kind — wenn man kein Leben lang an die alte Tradition gewöhnt war, also den besten Augenblick hat ich verpaßt. In der Zeit, wo ich ihn nach dem alten Regimente anführte, hätte er schon längst meine Kugel haben müssen, und in ganzer Figur hätte ich ihn nicht überhört. Brandte ihm nur auf den obersten Knopf von seinem Bauernkleid abzutunten, Brustkiste, und hätte ihn jetzt auf der Scheunentreppe liegen, konnte meinen jungen Vorgesetzten herholen: Da bitte, Herr Oberförster, hahli, die Jagd ist aus. Da liegt er, und die Wunden nun wohl nicht mehr liegen. Sie werden ja alt, lieber Willibrod! Ihr Kinder, die ihr ja jeder Gottes wahre Stadtmenschen geworden seid, könnt das nicht begreifen, was für eine Kränkung in solchen Worten liegt, zumal für einen Mann, der den Jons Lorelei's gestirnt und nachher dieses verlorne Stevier in einem kurzen Jahr von allem zweifeligen Kaufweg geläubert hat. Nicht eine Blüte war mehr außer der meinigen hier in diesem Reiter unterwegs, nachdem ich mit einer Mutter ein Jahr in diesem Haus gelebt hatte, und mannaal, wenn's bloß um einen Schlingenlecker ging, nahm ich sie mit, denn sie hatte Freunde daran, wenn ich so einen halunken Gefährlich und mit zwei Griffen zusammenwickelte. Ein ganzer Schrat voll beselgnahmter und eingezogener Gemehre steht noch heute auf dem Speicher im Landgericht von Gumbinnen, und jetzt kommt so ein infamer Bengel her, sucht sich gerade mein Stevier aus, weil er wohl mit meinem Herrn Oberförster der Nacht ist, ich war ja um all geworden. Aber das wird euch Enttäuschung geben, wenn meinen Worte wird ich meine Zeit nicht mit Anrufen vergeuden! Und glaubt mir, Kinder, es ist gar nicht so ein schweres Kunststück, sich ein Aehnung habe, wo ich den Kerl zu suchen habe. Er wird sich jetzt ja ein paar Tage heimlich halten, aber nur nicht loder lassen, an den Radlinieher Willen wird er mit ihm irgendwo in den Weg laufen. So damals, wie es um den Jons Lorelei's ging, ihr Kinder, das war etwas anders! Eine ganze Oberförster war abzufliegen, denn der Kerl dachte bald hier, bald dort auf, immer da, wo ihn niemand vermutete. Ich aber hab' es doch geschafft!“

„Und er verteilte sich in die alten Erinnerungen, die den stichlichen Anhalt seines Lebens bildeten, ihn an zu erzählen, wie er den Jons Lorelei's einen ganzen Tag lang abgelauert und schließlich mit bloßen Händen übermäßig hatte, und merkte es nicht, daß in der halbturnten Fensterlinie nur eine seiner Tücher sah und ihm aufsteht. Er sah es, er wurde gekommen war, fragte er vernunbert: „Du bist allein hier, Elisabeth?“ Da sprach sie mit einer Stille für die Schwester, die sagte, sie wäre erst vor ein paar Minuten von der Virgine still abgerufen worden, er hätte es im Elfer der Erzählung nur nicht bemerkt. Und der alte Herr glaubte ihr. Sagte nur: „Schade, ich hätte ihr auch gern gute Nacht gesagt. Und, nicht wahr, ihr Kinderchen, wenn es so, wie heute, beinahe um Tod und Leben gegangen ist, dann steht man doch, daß man zusammengehört?“ Als Elisabeth an diesem Abend nach oben kam, sah Anne-Marie am Tische und schrieb an einem langen Briefe, den sie beim Ein-

treten der Schwester zusammenstutete und in die Tasche schob. Da konnte sie sich nicht enthalten, mißbilligend zu bemerken: „Na, weilt du, Anne-Marie, zuletzt kennst man sich mit dir wirklich nicht aus! Erst hast du dich ganz nützlich vor Angst, und jetzt sitzt du hier oben und schreibst Willibrodbriefe?“ Da sah die Ältere erst eine ganze Weile lang schweigend zu, wie ein kleiner, vom Garten herbeigekommener Nachschmetterling immer wieder auf die helle Lampe zuflatterte, bis er an dem heißen Zylinder von einem Klumpen verbrannte, sah schien es, als hätte sie die vorwurfsvollen Worte gar nicht gehört. Dann aber sagte sie mit einem bitteren Aufsehen: „Liebesbrüder? Meinst du?“ Und danach hatte es einen Augenblick den Willibrod, als wollte sie für all ihren Kummer bei der jüngeren Schwester eine Zuflucht suchen, aber die schändliche Anwendung ging vorüber. Auf ihr Gesicht trat wieder der verbitterte, halb spöttliche Ausdruck, und sie sagte: „Aber wer weiß, ob es nicht bloß Romandie war? Um den Aufstich einer Lochter herauszutreiben, die um das Leben ihres Vaters zittert? Und wenn es auch eine Weile so fortgeht, werde ich alles gelernt haben, was ich für meinen zukünftigen Beruf brauche. Müßig aus Büchern, sondern aus dem Leben!“

Darauf erwiderte Elisabeth nur: „Geh, du machst dich selbst schlichter, als du bist“, und der günstige Augenblick für eine herzliche Ansprache war wieder einmal vorüber. Elisabeth begab sich zur Ruhe, Anne-Marie aber setzte sich an den Tisch, holte den angefangenen Brief hervor und fing wieder an zu schreiben. Rasch und ohne nach dem Ausdruck zu sehen, nur von Zeit zu Zeit machte sie eine kurze Pause, wenn die aufsteigenden Tränen ihr die Augen verdundelten. Als sie aber aus Ende gekommen war, ihren Namen unter den langen Brief gesetzt hatte, verlegte auch ihre Tränen. Eine ganze Weile lang sah sie noch da, barte mit trodenen Augen auf die letzten Worte, die sie geschrieben hatte, dann verschloß sie den Brief in einem Umschlag und darg ihm fortwährend unter ihrem Kopfkissen, als sie zu Bett ging.

„Gott verzeihe Dir, ich kann es nicht. Ich hoffe und verachte Dich, verachte Dich, solange ich lebe, und das heute war das Beste. Ich stelle Dir nur noch eine Bedingung: Du vermeister das Kreuz meines Vaters. Dann werde ich schweigen. Wenn Du diese Bedingung aber nicht einhältst, so übergebe ich Dich einem, dem es ein Freudenstag sein wird, Dein letztes Restchen Ehre zu vernichten, Dich ins Gefängnis zu bringen.“

„Anne-Marie Merzen.“
(Fortsetzung folgt.)

Anna Lorelei.

Von Johannes Heinrich Braas.
(Nachdruck verboten.)

Die Wellen des Dulsburger Hafens schlugen an einem milden Wintertag müde und schlaftrunken an die Dämme. Nach einem Regen trugen sie zum Land und wurden dann schwämmiges Spielzeug des Himmels, denn sie schmückten sich mit Mondenglanz und Sternenschein.

Dem Schiffer rief man von benachbarten Rähnen dieses und jenes zu und bot ihm Hilfe an. Er lehnte ab und rief in die Rabine, kam aber noch einmal an Dad, als die Mitternachtsstunde auf träumende Wasser fiel. Am Heck suchte er Sitzplatz und blühte hinüber zu Gegenüber, über dem eine leuchtende Lichterleuchte stand, und die selber in Glanz gekleidet schienen, wenn wehlwilliges Essen aus Hofgängen sprang.

Es ist in der Nacht hörte ein Wächter, wie auf dem Spitz angelommenen Schiff eine Tür geschlossen wurde. Als Hein Merzen tags darauf sein altes Schiff „Anna Lorelei“ anmeldete, erfuhr er, daß schon ein Rahn gleichen Namens im Hafen läge. Das war ihm so gegen den Sinn, daß er die Faust auf den Tisch schlug und sagte: „Dann machte er ihm aus wie ein Betrunkener und mußte den ganzen Tag wieder sitzen. Er erinnerte ihn am meisten an eine Epame seines Lebens, da ihm jedes Ding mit Glücksstiller bebungen und vor Wonneberaubt heraufschickte. „Annas“ lagen in jenen Tagen, „Lorelei's“ jubten einige herum, aber „Anna Lorelei“, so ließ damals nur sein Schiff, und wenn zwischen jener Zeit und heute eine Welt der Veränderung lag, der Name mußte ihm allein bleiben. Festigung war er ihm.

Gegen Abend freudete sich Hein Merzen künzlich an, ging den andern Rahn auf, sprach allerdings mit dem Wächter, einem greisen Holländer, und ging, da er von diesem an die Küster vermießen wurde, in die Kajüte.

Es dunkelte, als er in den Wohrraum trat, den, so niedrig und eng er war, heimlich durchschleuste. Das machte dem jagenden Mann, der wohl vierzig Jahre alt sein mochte, das Herz leichter gegenüber der Frau, die am Fenster sah und ersten Frieden aus ihren Schlämmenherauswuchs brachte, als Merzen seine tiefe Gestalt zur Türe hereinließ. Ein Stuhl wurde angeboten, der Schiffer nahm Platz und botam noch mehr Mut, denn von der Frau, vor der er jetzt aus seines Lebens geheimsten Winkeln sprechen wollte, konnte er in der Dämmerung nichts sehen als die Silhouette.

Merzen sagte dies und jenes, bis er war, eine Geschichte erzählte zu dürfen. Aus ihr sollte die Fremde erkennen, was ihn hergeführt habe.

Dies aber ist die Erzählung, die Merzen halb platt, halb bodenständig vorbrag:

„Sieben Jahre sind es her. Zufrieden war ich, denn ich fuhr die ersten Monate auf eigenem Schiff und hatte ein junges Weib. Schön war sie — nicht so wie ich die Mädchen — anders, denn die Frau liebte seinen Gott tiefster, reicher Gnar. Darum nannte ich sie Lorelei, Anna Lorelei, und gab auch meinem Rahn ihren Namen.“

Bis nach Rotterdam fuhr mir und hinauf bis Straburg und fanden uns überall zuerst, aber am liebsten lagen wir hier im Hafen. Er war uns Heimat, denn in der neuen Stadt hatten die Häuser unserer Eltern gestanden, und wenn niemand mehr da war, Mutter oder Vater, Schwester noch Bruder, ihr und mir, wir suchten seinen Freund und Berater, denn wir genossen uns an der Luft seiner Liebe. Jeder Tag war neue Quelle des Glücks, und so veranfaßte die Zeit in monotoner, festmachender Harmonie.

Dann war es einmal im Winter und Kade, das Langvergnügen für Lustbarkeit sorgten. Ich machte mir nicht viel daraus, meine Frau auch nicht, trotzdem sie zehn Jahre jünger war als ich, aber sie kam doch und tat, daß wir einen Mastenball besuchten. Mir war es recht, sie freute sich wie ein Kind, als der Abend da war.

In dem stillen Treiben gingen wir unter wie eine Kame in ihrer Gesellschaft. Zuerst konnte sie mit mir, nachher setzte ich mich zu Kameraden, nach dem bunten Wogen zu, bald einem Kartenpfeil. Ab und zu kam Anna, rühte sich aus und sprach ein paar Worte mit mir, aber dann blieb sie lange weg. Mir fiel das nicht auf, erst als die Uhr Spätnacht zeigte, wurde ich dessen bewußt, und wie ich die ersten Schritte tat, Anna zu suchen, machte ich ihn, Herbst und Winter, und schließlich.

Was ich nicht sagen, wie lang ich forschte, wie ich frag und suchte, wie ich suchte, endlich fand ich sie in einer verstaubten Bekende bei einem Windbeutel von Frauenjäger. Unheimliche Wut ergriß mich — die Enttäuschung war so schredenswürdig — alles war Kakerle und Wildheit in mir — das das Geistesleben aus dem Saale, Schüren der Tanzgründe und lautes Lachen — da lagen meine Hände an des Fremden Kehle, daß er ohnmächtig zu Boden brach, sie aber rief ich fort, hind um den Aufschlag. Dort lag ich einen Schimmer unter Dampf und nach dem fährer fünfziges Maß, damit er unter Schiff aus dem Hafen zog.

Die große Brücke lag hinter uns. Abenaufwärts ging's, noch drückte Dunkelheit auf die Wasser, nur Schein der Seitenlichter hüllte über sie hin. Ab und zu dunkel Nebelwaden vorbei. Meine Frau hatte am Heugeländer, wo sie meist bei Wäher und gern auf der Stelle zu stehen pflegte. Wenn sie wenigstens ein Wort gelagt hätte — heraus aus dieser Schwärze — dachte sie vielleicht an den anderen? Da wachte ich, verließ das Steuerrad, sah sie, und wie ich sie sah und warf sie nieder. Aber kein Laut kam über ihre Lippen, nichts als Wellenrauschen an den Schiffsbrettern vorbei. Da steigerte sich mein Jammern noch mehr, doch konnte ich ihm keine weitere Aueberung geben. Gelle Warnungspfeile von unfrem Schreier, Rufe und Signale von einem abwärts kommenden Schiff riefen mich aus Rad — wie ein Gattensfahrzeug schloß es sich aus der Dunkelheit heraus —, Zusammenstößen lagen unvermeidlich, noch konnte ich mich in die Speichen — da — ein hochbarer Stoch, ein Knallen, wie wenn Schiffe hart anlegten — dann wieder gleiches Fahrt. Nur auf dem andern Schiff noch Schreie.

Kleudern lehnte ich mich an, Wind wurde weich und kühlte die Stirne. Anna stand nicht mehr da, sie mußte in die Kajüte gegangen sein. Des war ich froh, denn da beruhigten sich meine Sinne, und als die Sonne im Osten mit goldenem Leuchten aufstieg und die Nacht und die Nebel verjagte, regte sich leichtes Hofen in mir, daß alles wieder gut und liebesoll wie früher werden würde.

In Düsseldorf ankerten wir. Mich reute meine Härte, und darum ging ich hinauf, um mit Anna zu sprechen. Aber ich fuhr die sie nicht, nirgends auf dem ganzen Rahn. Ich bekam unheimliche Angst, Entsetzen schüttelten mich, dreiß, viermal schaute ich in jede Ecke, rief und bat, dumpf und höflich lönten meine Worte nach, aber keine Antwort kam. Da herrte ich mich ein in mahnhillem Schmerz, denn ich wachte, daß unterwegs nichts um uns war als breitere, milde der Ein. Der mußte ihr Weg zu einem anderen Leben geworden sein.

Mit Halbnaht fuhr ich bald zum tiefen Niederrhein, letzte mein Schiff fest und ging liberal dort hin, wo man eine Leide aus den Wellen sog. Aber nichts erfuhr ich mehr. Da ließ ich meinen Rahn einem Bekannten und ging über das Meer, damit mir die Fremde verschleiern sollte, was mich quälte. Aber ich vergaß nichts, wenn sich auch mit den Jahren das Leid, das mich peinigete, milberie und küterte und ich besonders jener Zeiten gedachte, die vor jener Schicksalsschläge lagen und erstreckt an Freude und stillen Glück waren. In meinem Sinne aber wurde der Name Anna Lorelei, die einen nachfolgt fort an dort.

Nun steht, Anna, erst ein Monat Jahre ich wieder auf dem Rhein und verwandte die Scheu vor ihm und meinem alten Rahn. Alles ward mir neuvertraut und lieb. Nur das traf mich schwer, daß noch ein Schiff den Namen des meinigen trägt. Das hat mich nicht geirrt. Seitdem ich die Frau nicht gesehen, ich kann ihr Gutes nicht pflegen, und so laßt mich wenigstens das für sie tun, daß ihr Name allein auf dem Schiffe liegt, auf dem sie dahingewar. Viel habe ich drauhen gespürt, fordert nicht zu wenig, aber verkauft mir Euren Rahn.“

Hein Merzen schwieg. Einmal stand Dunkelheit im Raum.

Wellen schlugen gleichmäßig gegen die Planken, Dampf zerstreute vorüber, Stieren heulten, der Rausch einer Schwarzweidener-Heide schrie fortwährend — der Schiffer merkte, wie die Frau weinete.

Dann war eine Stimme im Raum, die leise sagte: „Es geht nicht, wirklich nicht.“ Wieder Stille, und erst nach langer Pause: „Hatte einen Mann, der nannte mich so: Anna Lorelei. Ich liebte ihn. Aber einmal im Duisburger Hafen war ein Schiffer, der wachte ich zu sprechen und heimlich, daß mit das Blut heiß wurde und der Beschlag an zu legen hing. Auf einem Mastenball.“

Da schrie Hein Merzen auf, kurz und laß — — danach Totenstille im Raume — nur schwere Atemzüge zweier Menschen — — ein Beugten, daß sie sich hätten in die Augen bilden können — zwischen ihnen lag Dunkelheit und auf ihnen Spannung eines Wunders. Sie hatte es zuerst erlebt, fand sich rasch wieder und sprach bitten seinen Namen. Da schrie er wieder auf, Stützleiten durchgrittete seinen Körper, aber er ging vorwärts, langsam, bis sich weiche Arme um seinen Nacken legten.

Stahler erfuhr Merzen, daß seine Frau bei dem Zusammenstoß mit dem Dampfer ausgeglitten und in den Rhein gefallen war. Holländer hatten sie aufgefischt und sie während langer Krankheit, da sie von Sinnen lag, gepflegt. Mehr konnte sie nicht tun, denn sie hatten Schmutzwasser geladen, fanden in Verdacht und wurden sofort hochachtet. Erst Wochen danach konnte sie fort und erfuhr, daß ihr Mann ausgemordet war, und eine Spur zu hinterlassen. Ein alter einfarmer Schiffer nahm sie auf, und da er sie lieb gewann, nannte er sie Tochter und gab seinem Rahn den Namen, den sie wollte.

Spät abends fuhr durch den Duisburger Hafen ein Boot zu dem Rahn, der tags zuvor an dieselbe Stelle angekommen war. Hein Merzen erbatte seine Frau beim, und die Schiffer sprach und küßte sie im Fräging von Liebe und Selbst.

Selttsame Schmaroger.

Parasitengeheimnisse.

Die neuere Wissenschaft hat die Kenntnis vom Werten der Schmaroger ganz bedeutend erweitert. So hat sie unter anderem bemerkt, daß man Schmaroger imstande find, das von ihnen besessene Individuum vollständig zu verändern. Ein interessantes Beispiel hierfür bietet ein Schmaroger, den man häufig bei der gewöhnlichen Krabbe antrifft. Biologischen Leib und Schwanz dieses Tieres konnte man oft einen Sad von der Größe eines Sperlinges feststellen, den man ursprünglich für ein Parasiten selbst hielt, und den man sonderbarerweise nur an den Weibchen der Krabben fand. Erst eingehenden Forschungen ist es gelungen, zu erkennen, daß der verhältnismäßig ungeheure Sad nur das Eierbehältnis eines kleinen Krustentieres ist, das große Verwandtschaft mit den Wasserflöhe aufweist und gewöhnlich in die Krabbe eindringt. Hier verändert es seine ursprüngliche Form vollständig; es wird zu einer Art Wäusel, dessen unendliche Vermehrungen die ganze Krabbe durchziehen. Es ist eigenartig, daß dieser Schmaroger alle jene Nährstoffe beansprucht, die zur Bildung der Geschlechtszelle des männlichen Tieres notwendig sind, während die Ausscheidungen seiner Verdauung die Eierzeugung verhindern. So kommt es, daß die von dem Schmaroger besessenen Krabben äußerlich wie Weibchen aussehen, tatsächlich jedoch, da die Eier fehlen, geschlechtlich neutral sind.

Eine andere eigenartige Beobachtung hat man an den kleinen Einsiedlerwürmern gemacht, die ihren weichen, sehr weichen gebrüsten Schwanz in einer schraubenförmigen Muschel unterbringen, in deren Windungen er sich einschmiegt. Auf dieser Muschel siedelt sich häufig zahlreich, winzige Wäusel an, die eine Art Moos bilden und dadurch die Muschel inmitten der Meeressubstrat anflüßbar machen. Oft kommt es vor, daß die Wäusel durch eine seltene Anemone ersetzt werden, die von dem Krebs so sehr geliebt wird, daß sie sogar mit sich nimmt, wenn er seine Befahrung wechselt. Auch diese Anemone dient der Wäusel. In der Muschel siedelt sich neben dem Krebs zwischen ein schmer, grüner, geringeltes Würm an. Dieser Würm ist ein ganz schillernder Schmaroger. Sobald der Krebs, der Jäger ist, sich eines Weibes bemächtigt hat, gleitet der Würm auf dem Rücken seines Wirtes bis zu dessen Mund vor und flüßt ihm die besten Wiffen seines Fanges, den er eben zu erlegen im Begriff ist, durchsichtig vom Munde weg. Die Anemone ist ein hochgeschätzter; der Krebs, der mit ihr im besten Einvernehmen lebt und ihr dankbar ist, daß sie ihm verstreut, erleichtert ihr die Jagd, wo er nur kann. Dagegen haßt der Krebs den schmarogerlichen Würm; sobald sich ihm die Gelegenheit bietet, greift er den schamlosen und faulen Dieb in Etüde.

Ganz merkwürdig ist auch der Einfluß mancher Gänzlichbakterien auf gewisse Pflanzen. Lange Zeit konnte man